

König Wilhelm II. von Württemberg

Lesung für den *Freundeskreis Stadtpalais – Museum für Stuttgart e.V.*

13. Juni 2018

© **Rudolf Guckelsberger**

Meine Damen und Herren,

gerne komme ich der Bitte seitens der Leitung des neuen Stadtpalais nach, an dieser Stelle ein paar Worte über den Mann zu sagen, der einst hier gewohnt hat und um dessen Denkmal wir uns versammelt haben: König Wilhelm II. von Württemberg (1848-1921). Weil die Anfrage recht kurzfristig kam, greife ich auf einen kleinen Vortrag zurück, den ich vor einiger Zeit gehalten habe – und zwar im Rückblick auf eine Ausstellung, die im Frühjahr 2015 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (hier gleich nebenan) unter dem Titel *„Im Lichte neuer Quellen: Wilhelm II. – der letzte König von Württemberg“* stattfand. Anlass der Schau war ein „Jahrhundertfund“: die Entdeckung von nahezu 600 Briefen, die der Kronprinz und spätere König zwischen 1868 und 1920 an zwei enge Freunde aus seiner Göttinger Studienzeit, Detlev von Plato und Gottfried von Reden, schrieb. Diese zum Teil sehr vertraulichen Briefe gewähren, so schreibt ihr Entdecker, der Historiker Albrecht Ernst, *„unerwartet offene Einblicke“* in das Leben Wilhelms. *„Sie ergänzen und korrigieren des traditionelle Bild des pflichtbewusst-biedereren Monarchen, indem sie ihn und seine Sicht der Dinge in ein überraschend farbiges Licht tauchen.“*¹ Einige wenige Stellen aus den erwähn-

¹ LANDESARCHIV BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg.), *Im Lichte neuer Quellen: Wilhelm II. – der letzte König von Württemberg*. Katalog zur Ausstellung. Bearbeitet von Albrecht Ernst (Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2015) S. 10; im Folgenden abgekürzt: Katalog. Im Vorwort (S. 7) heißt es zudem: *„Das Bild des volksnahen Bürgerkönigs begleitet Wilhelm II. bis in unsere Tage. Persönlich bescheiden, pflichtbewusst, liberal im Denken, aufgeschlossen für Reformen in Verwaltung und Verfassung, ein Förderer von Kunst und Kultur sind in der Regel die Etiketten, die ihm angeheftet werden. Die Konturen des Menschen hinter dieser Fassade, die zudem mit Anekdoten umrankt ist, bleiben dagegen unscharf. Welche Einflüsse prägten ihn, (...) wie war sein persönliches Denken und Fühlen? Eine Antwort auf diese Fragen war bislang nur mit Einschränkungen möglich.“* – Allerdings ist die (s. Katalog S. 5) angekündigte Gesamtedition der Briefe bisher leider nicht erschienen.

ten Briefen möchte ich Ihnen („unterfüttert“ mit ein paar historischen Daten und Fakten) gerne vorstellen – auch wenn ich damit womöglich „Eulen nach Athen trage“ und Ihnen nichts Neues erzähle.

In der Tat: „*Überraschend farbig*“ (wie Albrecht Ernst schreibt) ist zum Beispiel, dass Wilhelm sich immer wieder ganz unverhohlen kritisch über seinen preußischen Namensvetter, den Kaiser in Berlin, äußert – privat nennt er ihn auch nur (ziemlich abfällig, möchte man meinen) „S. M.“ So notiert er im Spätsommer 1909, nach einem Besuch des österreichischen Kaisers Franz Joseph in Friedrichshafen:

„Merkwürdig der Contrast zwischen diesem so ruhigen, wohlwollenden und gütigen alten Kaiser und unsrem S. M. Voriges Jahr in Schönbrunn war es geradezu überwältigend, als sie vor einander standen und sich beredeten. Bei S. M. alles Pose, man könnte sagen: parvenuhaft; bei dem andern alles Würde, Einfachheit und Natur.“²

Mit den Preußen und deren Militarismus stand Wilhelm ohnehin schon früh „auf Kriegsfuß“. 1869, als er (gut zwanzigjährig) als Leutnant in einem Potsdamer Garde-Regiment dient, schreibt er an Detlev von Plato:

„Wie man in dem herrlichen Militärstaat geschunden wird, weißt Du ja aus eigener Erfahrung. Und dennoch sollte man es nicht für möglich halten, daß ein Vernünftiger sich fast täglich damit abgeben muß, einer Schaar Unglücklicher beizubringen, wie sie gehen und ihr Gewehr tragen sollen. Es ist nicht zu glauben, was nicht alles aus einem werden kann!“³

² Katalog S. 11.

³ Katalog S. 38; zu Wilhelms militärischer Karriere vgl. Katalog S. 35/38.

Und an anderer Stelle schreibt er (1876) über die „Langeweile“ und „Schinderei“ während eines Manövers, dem er als Kronprinz beiwohnen musste: *„Einmäßiger Spaß war es, bei strömendem Regen, unergründlichen Wegen und Feldern, in Sümpfe verwandelt, als Schlachtenbummler umherzutoben, Interesse zu heucheln und eigentlich gar nichts dabei verloren zu haben.“*⁴

Die wohl glücklichste Zeit seines Lebens hatte Kronprinz Wilhelm zuvor als Jura-Student verbracht: zunächst in Tübingen (1865), dann an der Universität Göttingen (1866-68). Dort, in Göttingen, findet er ziemlich beste Freunde (eben Detlev von Plato und Gottfried von Reden) und verliebt sich außerdem – unsterblich, wie man so sagt – in die Professorientochter Marie Bartling (die er liebevoll „Mimi“ nennt). Obwohl seine Familie und insbesondere der Hofstaat in Stuttgart gegen diese Liaison mit einer Bürgerlichen sind, hält die Beziehung immerhin acht Jahre lang. Aber letztlich (1875) muss Wilhelm seine Liebe doch der Staatsräson opfern. *„Jetzt ist der Kampf zu Ende, ich bin unterlegen und mit der Welt fertig, denn ich habe nichts mehr zu erwarten, weder Glück noch Unglück – es ist alles eins“*, schreibt er resigniert und empört zugleich.⁵

Bald darauf, im September 1876, trifft der jetzt 28-jährige Prinz jedoch eine Prinzessin: Marie von Waldeck und Pyrmont (sie ist siebzehn) – und verliebt sich erneut. *„Nach einem Leben im Sturme kommt einem dieser klare, ruhige Frieden wie wonniger Sonnenschein vor, in ihrer Liebe bin ich ein neuer Mensch geworden“*, bekennt er euphorisch.⁶ Und seine Verwandten, insbesondere sein Onkel, König Karl, und dessen Ehefrau, Königin Olga, werden aufgetatmet haben, als sich Wilhelm entschloss, Marie zu ehelichen; denn sie ist ja

⁴ Katalog S. 10 und 38.

⁵ Katalog S. 10.

⁶ Katalog S. 40; zum Folgenden (Wilhelms Ehen mit Marie von Waldeck und Charlotte zu Schaumburg-Lippe) vgl. Katalog S. 39/48 sowie Anni WILLMANN, *Der gelernte König. Wilhelm II. von Württemberg* S. 56/75; im Folgenden abgekürzt: Willmann (zum Buch s. die Erläuterung Anm. 16).

schließlich ‚standesgemäß‘. Die beiden heiraten im Februar 1877 und ziehen zunächst ins (heute nicht mehr existierende) Kronprinzenpalais am Schlossplatz – das Wilhelm übrigens gar nicht mochte: *„Die Abneigung gegen dieses Haus, ja ganz Stuttgart, hat [...] eine wahrhaft krankhafte Dimension angenommen, gegen die ich mit Vernunftgründen vergebens operiere. Immer scheint mir neues Unglück im Hintergrunde zu lauern“*, schreibt er⁷ ... woraus sich wohl schließen lässt, dass es gar nicht das Haus selbst war, vor dem (oder in dem) er sich fürchtete, sondern eher alles das, was ihn als späterer König erwarten wird. – Wie dem auch sei: Als alternatives Domizil (und häufig genutzten „Sommersitz“) kauft Wilhelm bald nach der Hochzeit mit Marie ein vergleichsweise bescheidenes Haus in der Eglosheimer Straße in Ludwigsburg, das er seiner Frau zu Ehren „Marienwahl“ nennt. Und dann bekommen die beiden auch schon bald zwei Kinder: im Dezember 1877 die Tochter Pauline (genannt „Päule“) und im Juli 1880 den ersehnten Stammhalter, der auf die Namen Christoph Ulrich Ludwig getauft wird (sein Rufname war Ulrich).

Jedoch, das Glück ist nicht von Dauer: Nur fünf Monate nach seiner Geburt, am 28. Dezember 1880, stirbt Ulrich völlig überraschend. Die Eltern sind verzweifelt: *„Mit meinem kleinen Ulrich habe ich ein Stück des eigenen Herzens zu Grabe getragen. [...] Eine Wunde, die nie vernarben kann“*, schreibt Wilhelm einem Freund.⁸ – Und damit nicht genug: Ein drittes Kind, das Marie im April 1882 gebiert, kommt tot auf die Welt ... und drei Tage später (es war eine sehr schwere Geburt) stirbt auch die Mutter! – Für Wilhelm bricht eine Welt zusammen: *„Mein ganzes Leben ist eben gebrochen, zerschmettert. Am liebsten würde ich es wegwerfen“*, heißt es in einem Brief an Gottfried von Reden.⁹ Seine Umgebung macht sich ernste Sorgen um den erst 35-jährigen Witwer. Doch der wehrt alle Hilfestellung ab: *„Menschlichen Trost gibt es aber nicht in solchem*

⁷ Katalog S. 41.

⁸ Willmann S. 59.

⁹ Katalog S. 10 und 42.

Elend wie dem meinigen.“¹⁰ – Wilhelm lässt seine geliebte Prinzessin Marie dann auch nicht in der Ludwigsburger „Fürstengruft“ bestatten, sondern (mit dem tot geborenen Kind) „ganz normal“ auf dem städtischen Friedhof (wo auch schon der kleine Ulrich begraben wurde).

Aber, wie das so ist in einer Monarchie: Ein König beziehungsweise Kronprinz muss a) eine Frau haben und b) für einen Thronfolger sorgen (Prinzessin Pauline, weil sie ein Mädchen ist, kommt dafür ja nicht in Frage). Also wird Wilhelm drei Jahre nach dem Tod Maries von vielen Seiten bedrängt, nun doch wieder zu heiraten. Aber der will nicht. An einen Jugendfreund schreibt er:

*„Ich habe nie aus den Augen verloren, was ich meiner Stellung als Prinz und meinem Lande schuldig bin; aber ich bin mit meiner ersten Gemahlin zu glücklich gewesen, als dass ich mich durch eine Konventionalheirat für den Rest meines Lebens unglücklich machen möchte. So viel kann selbst einem Prinzen nicht zugemutet werden. Ich will meinem Lande nicht das Beispiel einer kalten, liebeleeren Ehe geben! Ich denke zu hoch und heilig von diesem Stande, um ihn in solcher Weise zu entweihen und mich selbst dadurch erniedrigen zu wollen.“*¹¹

Aber letztlich kann sich Wilhelm dem Druck des Hofes (und auch der Öffentlichkeit) nicht länger entziehen. Am 8. April 1886 heiratet er die erst 21-jährige Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe. (Wilhelm war mittlerweile achtunddreißig.) – Und es war durchaus eine „Konventionalheirat“: *„Ohne Liebe, aus reiner Raison und ohne Illusionen“*, habe er Charlotte geheiratet, bekennt er in einem der jetzt entdeckten Briefe.¹² Und andere Briefe scheinen zu belegen, dass auch seine Ehe mit Charlotte selbst, wie er es befürchtet hatte (bzw. vermeiden

¹⁰ Katalog S. 43.

¹¹ Willmann S. 63f.

¹² Katalog S. 11 und 22.

wollte), zumindest zeitweise durchaus „*kalt und liebeleer*“ war. Schon ein Jahr nach der Hochzeit schreibt er:

*„Äußerlich geht ja alles vortrefflich. Wir zeigen uns oft gemeinsam im Theater, fahren und gehen zusammen spazieren, wenn die Laune gerade danach steht. Aber, aber!! – Wäre ich ihr doch nie im Leben begegnet; sie hätte ein glückliches Leben an der Seite eines andern geführt, und ich wäre wenigstens ruhig und mit der Zeit sogar zufrieden weiter meinen Weg gewandert.“*¹³

Immerhin blieben die beiden bis zu Wilhelms Tod 1921, also fünfunddreißig Jahre lang, zusammen. Kinder haben sie freilich nicht bekommen; einzige Nachfahrin Wilhelms blieb Prinzessin Pauline (die 1965 im Alter von 87 Jahren in ihrem Elternhaus „Marienwahl“ in Ludwigsburg starb).

Aber zurück zum frisch verheirateten Kronprinzen: 1891, nach dem Tod seines schon lange kränkelnden Onkels, König Karl, besteigt Wilhelm (mittlerweile 43 Jahre alt) den württembergischen Thron. „*Zufrieden*“ (wie es eben hieß) ist er mit diesem, ihm vorbestimmten Lebensweg aber keineswegs. Das Hofzeremoniell ist ihm ein Gräuel: „*Kein Mensch ahnt ja, wie mich das Leben hier drückt*“, hatte er schon einige Jahre zuvor (1883) an Detlev von Plato geschrieben, und weiter: „*Von allen Leuten mit Ehrenbezeugungen, die mir widerlich sind, überhäuft, auch mit Kundgebungen wahrer Loyalität oder gar Popularität (um die ich nie gebuhlt habe) umgeben. All dies weiss ich nicht zu schätzen und nichts verletzt mich mehr, als wenn man denkt, mit solchem in den Himmel Erheben mich abspeisen oder ehren [...] zu können.*“¹⁴ Und an anderer Stelle, mit Blick auf seine arrangierte Ehe, heißt es: „*Diese Comödie, die ich vor der*

¹³ Katalog S. 45.

¹⁴ Katalog S. 20.

*Welt aufführen muss, immer coquette Scherze machen, es ist oft, um an den Wänden hinaufzukriechen.*¹⁵

Mit der Thronbesteigung Wilhelms begann dann allerdings in der Öffentlichkeit auch schon die Legendenbildung. Leutselig und stets heiter sei er gewesen, ein „Bürgerkönig“, dem die Kinder auf seinen Spaziergängen durch die Stadt hinterherliefen, weil er ihnen so gern Bonbons schenkte. Die Leute hätten ihn mit „Grüß Gott, Herr König“ begrüßt, er habe immer freundlich den Hut gelüftet und jedem, der ihm von einer persönlichen Notlage berichtete, großzügig ein Goldstück oder zwanzig Mark zugesteckt. – Das mag so gewesen sein, und wenn Sie dieses Büchlein von Anni Willmann *„Der gelernte König“* (erschienen 1993) noch einmal lesen wollen¹⁶ – da finden Sie viele Geschichten und Anekdoten, die man sich diesbezüglich über Wilhelm erzählte (und wohl auch heute noch erzählt). Eine besonders amüsante, aus dem Munde der Stuttgarterin Hedwig Munz, möchte ich an dieser Stelle zitieren:¹⁷

Da berichtet Frau Munz, wie ihr Großvater, der Musikalienhändler Jakob aus der Hauptstätter Straße, eines Tages (im Jahr 1896) beauftragt worden sei, dem König Wilhelm, der an technischen Dingen schon immer sehr interessiert war, ein neuartiges Grammophon vorzuführen. Der Großvater Jakob aber sei ein be-

¹⁵ Katalog S. 45.

¹⁶ Anni WILLMANN, *Der gelernte König. Wilhelm II. von Württemberg. Ein Porträt in Geschichten* (DRW-Verlag, Stuttgart 1993). – Das Buch (eine Mischung aus Biographischem und Anekdotischem) liest sich in weiten Teilen als eine euphorische Lobeshymne auf König Wilhelm und hält insofern einer historischen Kritik nicht stand. Für ihre Arbeit hat die Autorin zwar zahlreiche historische Quellen zu Rate gezogen (s. Quellen- und Literaturverzeichnis S. 160), ihr eigentliches Anliegen aber formuliert sie so: *„In unserer Zeit mit ihrem Mangel an echten Vorbildern, in der die Staatsverdrossenheit immer weiter um sich greift, ist es lohnend, sich Gedanken darüber zu machen, weshalb diesem Monarchen, der 1918 Krone und Land verlor, bis heute in der Bevölkerung eine so lebendige und positive Erinnerung bewahrt wird.“* (Vorwort S. 8) – Anlass für die Entstehung des Buches war überdies die Aufstellung des Denkmals für König Wilhelm (und seine beiden Spitze), geschaffen von Hermann C. Zimmerle, vor dem „Wilhelmspalais“ im Mai 1991; vgl. dazu Katalog S. 92.

¹⁷ Vgl. Willmann S. 85/87.

scheidener Mann gewesen und habe deshalb seine damals 19-jährige Tochter Natalie hierher ins Wilhelmspalais geschickt (denn da wohnten Wilhelm und Charlotte ja zu dieser Zeit), um das Gerät zu präsentieren. Die Mutter habe ihr schnell noch einen schönen Hut mit einer Feder darauf genäht, damit Natalie auch gut gekleidet vor Ihrer Majestät erscheine. – Der Bericht der Enkelin lautet dann wie folgt:

Während meine Mutter in einem Vorzimmer wartete, kam die Königin vorbei und fragte: „Was macht Sie da?“ Meine Mutter antwortete mit großem Hofknicks, sie warte auf den König wegen der Vorführung eines Grammophons. Bald kam ein Kammerherr, öffnete zwei Flügeltüren, und meine Mutter wurde zum König geführt. Gleich wurde ein ‚Frühstück‘ mit Krebsen auf einem Teewagen hereingebracht und serviert. Der König forderte meine Mutter auf, sie solle zugreifen. Da sie aber nicht wusste, wie man Krebse isst, sagte sie: „Nach Ihnen, Majestät.“ Auf diese Weise konnte sie sehen, wie der König sich mit den Krebsen anstellte und tat es ihm nach. Als der Kammerherr hinausgegangen war, sagte der König: „So, jetzt schwätzet mir schwäbisch.“

Plötzlich fiel ihm sein Zwicker herunter. Meine Mutter bückte sich und stieß dabei mit dem Kopf Seiner Majestät zusammen, worauf Wilhelm II. ausrief: „Au, hend Sie aber en Schwobaschädel!“ Dabei kam [unglücklicherweise] die Hutfeder [meiner Mutter; Ergänzungen R. G.] einer Kerze zu nahe und fing Feuer. Der König sprang auf, riss geistesgegenwärtig die Decke von einem kleinen Tisch und warf sie meiner Mutter über den Kopf, um das Feuer zu ersticken. Gleich darauf lüftete er das Tuch und fragte besorgt: „Lebet Se noch?“ Der Kammerdiener stürzte herein – wo es denn brenne? Da sagte Seine Majestät: „Fräulein Jakob brennt“, und versprach meiner Mutter eine neue Feder für den Hut. Sie lehnte aber dankend ab: „Die hebe ich mir als Andenken auf.“

Nach der Grammophonvorführung wurde meine Mutter in der Hofkutsche mit zwei livrierten Dienern ins Geschäft zurückgefahren, und bald erzählten sich

sämtliche Bewohner in der Gegend die Neuigkeit, dass 's Jacobs Natalie mit der Hofkutsche nach Hause gefahren worden sei. Mein Großvater wurde dann der erste königliche Hoflieferant.

Soweit Hedwig Munz' Bericht. – „*Se non è vero, è ben trovato*“, möchte man sagen (,Wenn's nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden'). Und, wie gesagt, solcherlei Geschichten gibt es viele. – Allerdings gibt es in den nunmehr entdeckten Briefen Wilhelms auch Zeugnisse, die belegen (oder zu belegen scheinen), dass er sein Volk nicht immer unbedingt geliebt hat (oder sich zumindest des Abstands zwischen ihm und seinen Untertanen sehr wohl bewusst war). So heißt es etwa (1886) in einem Brief an Detlev von Plato: „*Du weisst hinlänglich, dass ich nicht blind für meine Landsleute bin und sie Dir schon oft genug [...] recht schwarz geschildert habe, die Menschen sind hier [...] auch nicht besser als überall sonst.*“¹⁸ – Wilhelm war also (aus welchen Gründen auch immer) bisweilen auch ein recht ungeselliger und menschenscheuer Zeitgenosse.

Apropos ‚Legendenbildung‘: Hartnäckig hält sich auch das Gerücht, dass es bei „Keenigs“ zu Hause immer ganz bescheiden zugegangen sei. Zum Abendessen habe es meist nur Käse und ein einfaches „Veschper“ gegeben. – Weit gefehlt. Auf der Speisekarte standen (neben den eben erwähnten Krebsen) häufig auch Austern, frische Trüffel und Kapaunenbraten. Zudem pflegte Wilhelm einen durchaus aufwändigen, feudalen Lebensstil: mit Privatgestüt in Weil bei Esslingen, mit großen Jagden im Schönbuch sowie ausgedehnten Kur- und Erholungsreisen an die Nordsee, nach Biarritz oder die Côte d'Azur.¹⁹

Wahr ist allerdings: Wilhelm und seine Frau Charlotte unterstützten gemeinnützige Einrichtungen, wo sie nur konnten:²⁰ das „*Charlottenstift*“ (für verkrüpp-

¹⁸ Katalog S. 59.

¹⁹ Vgl. dazu Katalog S. 71/76; Willmann S. 52/55.

²⁰ Vgl. dazu Katalog S. 69f.; Willmann S. 71/75; 111f.

pelte Mädchen), die „*Charlottenklinik*“ (für Augenheilkunde), die Diakonissenanstalt, das Rote Kreuz – Dutzende caritative Institute haben die beiden gefördert bzw. gegründet. Auch die Bildung, gerade der einfachen Leute und Arbeiter, stand für König Wilhelm ganz oben auf der Agenda: Er sorgte für eine Volksschulreform (mit kleineren Klassen, besser bezahlten Lehrern und mehr Unterrichtsfächern), etablierte so etwas wie das „duale System“ in der Berufsausbildung (theoretischer Unterricht wurde nun nicht mehr in der Freizeit, im Rahmen der „Sonntagsschulen“ erteilt, sondern an regulären Arbeitstagen). Gewerbe-, Handels- und Haushaltsschulen entstanden, die „*Landwirtschaftliche Akademie*“ in Hohenheim wurde zur „*Landwirtschaftlichen Hochschule*“ erhoben (mit Promotions- und Habilitationsrecht²¹), das „*Königlich Württembergische Landesgewerbemuseum*“ (heute „Haus der Wirtschaft“) wurde gegründet. Überdies: Auf Wilhelms Initiative konnten sich Dienstboten und Bauern erstmals krankenversichern.

Wahr ist auch (und vor allem), dass Wilhelm die Hauptstadt seines Königreichs zu einer Stadt der Künste gemacht hat:²² So ernannte er gleich nach seiner Thronbesteigung einen erst 31-jährigen Mann, Joachim Gans Edler zu Putlitz, zum Generalintendanten des Königlichen Hoftheaters, der das Haus (während seiner fast 30-jährigen Leitung) zu einem der ersten ‚Musentempel‘ in Europa machte, unter anderem weil er dort (mit ausdrücklicher Billigung des Königs!) Stücke auf die Bühne brachte, deren Aufführung in andern Ländern des Reichs verboten war. Außerdem waren zu jener Zeit Schriftsteller in Stuttgart zu Gast, die sich woanders kaum sehen, geschweige denn hören lassen durften: Ludwig Thoma zum Beispiel, der 1906 wegen seines Spottgedichts „*An die Sittlichkeitsprediger in Köln am Rheine*“ in München eine sechswöchige Gefängnisstrafe (wegen „Beleidigung und öffentlicher Beschimpfung einer Einrichtung

²¹ 1923 wurde dort Margarete von Wrangell die erste ordentliche Professorin an einer deutschen Hochschule.

²² Vgl. dazu Katalog S. 65/68; Willmann S. 98/108; 123f.

der christlichen Kirche“) hatte absitzen müssen, in Stuttgart jedoch nicht nur vor Publikum auftreten, sondern sogar an der Tafel des Monarchen sitzen durfte (so wird jedenfalls behauptet)! – In Schwaben gab es eben keine Zensur und unter König Wilhelm waren nicht nur die Gedanken, sondern auch das Wort frei.

Zu Wilhelms liberaler und toleranter Gesinnung gehört (nebenbei bemerkt) auch, dass 1907 mit seiner ausdrücklichen Genehmigung der „Internationale Sozialistenkongress“ in Stuttgart tagen durfte (in der damaligen Liederhalle), und dass die beiden Söhne Clara Zetkins (führende Kommunistin und Frauenrechtlerin, Mitorganisatorin des Kongresses und damals wohnhaft in Sillenbuch) ein Stipendium zum Besuch des Königlichen Karlsruhgymnasiums erhielten.²³ – Außerdem (auch das muss man erwähnen) erließ Wilhelm 1912 ein „*Gesetz betreffend die israelitische Religionsgemeinschaft*“, demzufolge die jüdischen Gemeinden Württembergs der evangelischen und der katholischen Kirche gleichgestellt wurden und ihre Belange ebenso autonom regeln konnten.²⁴

Und – noch einmal zurück zu König Wilhelm als Förderer der Künste: Nicht nur ideell, sondern auch finanziell zeigte er sich in dieser Hinsicht außerordentlich großzügig und weitsichtig. So berief er den berühmten Porträt- und Landschaftsmaler Leopold von Kalckreuth als Direktor an die damalige „*Königliche Kunstschule*“, bezahlte dessen Gehalt (und das eines weiteren Professors aus eigener Tasche) und verlieh dem Institut den Titel „*Königliche Akademie der bildenden Künste*“, also Hochschulrang. Kalckreuth gründete dann den „*Stuttgarter Künstlerbund*“ (die älteste Vereinigung dieser Art in Deutschland, die bekanntlich noch heute existiert), für deren Ausstellungen 1913 das „*Kunstgebäude*“ am Schlossplatz errichtet wurde (das mit dem goldenen Hirsch oben drauf), das Wilhelm stolz als „*eines meiner Lebenswerke*“ bezeichnete. – Ferner kann man in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass Wilhelm, als 1902 das

²³ Vgl. Willmann S. 137.

²⁴ Vgl. Willmann S. 131/134.

alte Hoftheater aus ungeklärtem Grund abbrannte (es stand genau da, wo sich heute das Kunstgebäude befindet), noch in der Brandnacht verfügte, alle Verträge mit den Künstlern und dem gesamten Personal seien einzuhalten, damit die Leute nicht auf der Straße sitzen müssten! Für den später (1912) errichteten Neubau des Hoftheaters („*Großes und Kleines Haus*“) nach Plänen des Münchner „Stararchitekten“ Max Littmann stellte er dann ohne zu zögern königlichen Privatbesitz, nämlich einen Teil des Schlossgartens, zur Verfügung.

Last not least gehen auf Wilhelms Initiative (unter anderem) zurück: 1895 die Gründung des „*Schwäbischen Schillervereins*“ und 1905 der Bau des „*Schiller-Museums*“ in Marbach (heute „Schiller-Nationalmuseum“ und „Deutsches Literaturarchiv“), 1917 die Gründung des „*Museums und Instituts zur Kunde des Auslandsdeutschtums*“ (heute „Institut für Auslandsbeziehungen“, hier schräg gegenüber am Charlottenplatz) und viele andere Kultureinrichtungen mehr.²⁵

Schließlich verdient auch König Wilhelms politische Weitsicht eine Würdigung: Er führte sich nicht als autokratischer Monarch auf (wie etwa sein Namensvetter in Berlin), sondern hatte immer die Interessen und Bedürfnisse seiner „Untertanen“ im Auge.²⁶ So beabsichtigte er schon bald nach seinem Regierungsantritt, eine Reform der württembergischen Verfassung herbeizuführen (die 1906, nach jahrelangen Verhandlungen in Kraft trat. Mit ihr verloren die bis dahin privilegierten Vertreter des Adels, der Kirchen, der Industrie und des Handels ihre Sit-

²⁵ Zu den Bauwerken, die während Wilhelms Regierungszeit in Stuttgart entstanden und bis heute an ihn erinnern, zählen – neben dem oben erwähnten *Landesgewerbemuseum*, dem *Kunstgebäude* und dem *Großen und Kleinen Haus* – ferner das Geschäftshaus *Wilhelmsbau* (1908-1909; vgl. Katalog S. 91; Willmann S. 119f.), die *Markthalle* (1912-1914; vgl. Willmann S. 121f.) und natürlich der *Hauptbahnhof* (1914-1928; vgl. Katalog S. 62f; Willmann S. 116).

²⁶ Unter Historikern ist freilich umstritten, ob Wilhelm seiner innersten Überzeugung gemäß eher *Autokrat* oder *Demokrat* war. Das soll hier nicht diskutiert werden. Letztlich war er wohl beides, je nach den Erfordernissen der Zeit (und vielleicht auch je nach Gemütslage). Die im Folgenden genannten Fakten lassen sich indes nicht leugnen. – Zu den politischen Entscheidungen Wilhelms bis 1914 vgl. Katalog S. 54/64 und während des Ersten Weltkriegs S. 77/82.

ze im Landtag, der fortan eine reine „Volkskammer“ war). Auch ernannte er die Mitglieder seiner Regierung nicht nach Gutdünken, sondern im Einvernehmen mit den im Parlament vertretenen Parteien und entsprechend ihrer Mehrheitsverhältnisse. Und es ist bezeichnend, dass selbst ein geschworener Republikaner, der Sozialdemokrat Wilhelm Keil aus Ludwigsburg, 1916 (anlässlich des Silbernen Thronjubiläums Wilhelms) erklärte: *„Wenn morgen in Württemberg an die Stelle der Monarchie die Republik treten würde, wenn alle Bürger und Bürgerinnen zu entscheiden hätten, würde kein zweiter mehr Aussichten haben, an die Spitze des Staates gestellt zu werden, als der jetzige König.“*²⁷

Aber nur zwei Jahre später sah es ganz anders aus: Am 9. November 1918 wehte (statt der königlichen Standarte) die Rote Fahne hier auf dem Wilhelmspalais und der König musste nach Bebenhausen fliehen.²⁸ Dass sich die politische Situation so schnell so radikal ändern konnte (und damit auch sein persönliches Ansehen, seine Wertschätzung als „Bürgerkönig“), verwand er nie. Am 30. November dankte er ab – mit gemischten Gefühlen: Offiziell erklärte er zwar, er wolle, *„niemals ein Hinderniss sein für die freie Entwicklung der Verhältnisse des Landes und dessen Wohlergehen“*,²⁹ seinem Jugendfreund Gottfried von Reden aber schrieb er erbittert: *„Ich heisse jetzt Wilhelm Herzog zu Württem-*

²⁷ Katalog S. 9.

²⁸ Zu den dramatischen Ereignissen am 9. November 1918 im „Wilhelmspalais“ vgl. Katalog S. 83/86; Willmann S. 144/54.

²⁹ Die handschriftliche Thronverzichtserklärung war der Forschung bisher unbekannt. Der vollständige Text (s. Katalog S. 84) lautet: *„An das Württemberger Volk – Wie ich schon erklärt soll meine Person niemals ein Hinderniss sein für die freie Entwicklung der Verhältnisse des Landes und dessen Wohlergehen. Geleitet von diesem Gedanken lege ich mit dem heutigen Tage die Krone nieder. Allen, die mir in 27 Jahren treu gedient oder sonst Gutes erwiesen haben, vor allem auch unseren heldenmüthigen Truppen, die durch 4 Jahre schweren Ringens mit grösstem Opfermuth den Feind vom Vaterlande fern gehalten haben, danke ich aus Herzensgrund und erst mit meinem letzten Athemzuge wird meine Liebe zur theuren Heimat und ihrem Volke erlöschen. Ich spreche hierbei zugleich im Namen meiner Gemahlin, die nun schweren Herzens ihre Arbeit zum Wohle der Armen & Kranken im bisherigen Umfang niederlegt. Gott segne, behüte und schütze unser geliebtes Württemberg in alle Zukunft. Dies mein Scheidegruss. Wilhelm. [Bebenhausen, den 30. November 1918.]“* – Die Datumszeile ergänzte Wilhelms damaliger Kabinettschef Konstantin von Neurath.

berg (Königliche Hoheit). *Es ist der alte Name meines Hauses, ehe uns von Napoleon I. die Königskrone aufgestülpt wurde, die sich nun zur Dornenkrone entwickelt hat.*³⁰ Und nach seinem Tod (am 2. Oktober 1921) wurde der Leichenzug „Herzog Wilhelms“, seinem letzten Wunsch entsprechend, von Bebenhausen um Stuttgart herum zu der Grabstätte auf dem Alten Friedhof in Ludwigsburg geleitet, wo er neben seiner ersten Frau Marie beerdigt wurde. – Schon 1920, nach einem seiner regelmäßigen Besuche auf dem Ludwigsburger Friedhof, hatte Wilhelm in einem Brief an einen befreundeten Feldgeistlichen ausdrücklich erklärt: *„Nie möchte ich Stuttgart mehr betreten, selbst nicht bei meiner Überführung zur letzten Ruhestätte in Ludwigsburg.“*³¹

Menschliche Enttäuschungen (dazu gehörten übrigens auch Gerüchte über eine angebliche Menage-à-trois zwischen ihm, Detlev von Plato und dessen Frau Anna³²), ein zwar vorbildlich ausgeübtes, aber nicht wirklich geliebtes Amt, und nicht zuletzt die persönlichen Schicksalsschläge, unter denen er zu leiden hatte – all dies sind mögliche Gründe dafür, dass sich Wilhelm am Ende (aber auch schon als junger Mann) lieber mit Hunden als mit Menschen umgab. Berühmt (und von den Leuten fast ebenso verehrt wie ihr „Herrchen“) waren die beiden weißen Spitze des Königs, Ali und Rubi, mit denen er sich gerne ablichten ließ.³³ Ich hätte diese kleine historische Revue deshalb auch gerne mit einer längeren Äußerung Wilhelms über seine Hunde beschlossen, bin aber leider nicht

³⁰ Katalog S. 85.

³¹ Der vollständige Wortlaut des Briefes (vom 14. März 1920) lautet: *„Ich war am Grabe meiner Frau und meines Kindes, und da habe ich, ganz allein an den Gräbern stehend, Gott gedankt, dass er meinen Sohn das heutige Elend nicht hat erleben lassen und seiner Mutter das viele Leid erspart hat. Ich bin in einem großen Bogen um Stuttgart herumgefahren, nicht aus Bitterkeit, sondern weil ich das Gefühl habe, dass ich dort nicht mehr hingehöre. Nie möchte ich Stuttgart mehr betreten, selbst nicht bei meiner Überführung zur letzten Ruhestätte in Ludwigsburg.“* Vgl. Willmann S. 155/58; hier S. 155.

³² Vgl. dazu Katalog S. 32/34.

³³ Zu Wilhelms Beziehung zu seinen Spitzen vgl. Willmann S. 16/25, wo etliche diesbezügliche Anekdoten berichtet werden, zum Beispiel die folgende: Als Rubi in Bebenhausen wegen eines Krebsleidens eingeschläfert werden musste, habe der Kammerdiener ein Grabkreuzchen aufgestellt mit der Aufschrift: *„gestorben am ...“*. Wilhelm jedoch habe die Inschrift ändern lassen; es müsse heißen: *„verendet“* (S. 25).

fündig geworden. Deshalb lese ich ersatzweise eine Ballade (die dem tierliebenden König sicherlich gefallen hätte), und zwar eine ebenso fromme wie freigeistige Ballade von Werner Bergengruen (1892 in Riga geboren, 1964 in Baden-Baden gestorben). Sie trägt den Titel: „*Der Hund in der Kirche*“.³⁴

Werner Bergengruen

Der Hund in der Kirche

*Wie gedacht ich jenes Tags der Worte,
die das Weib aus Kanaan gesprochen:
„Fressen doch die Hündlein von den Brocken,
die von ihrer Herren Tische fallen.“³⁵*

*In der dörflich bunten, halbgefüllten,
in der sommerlich geschmückten Kirche
betete der Priester am Altare:
„Dieses reine, unbefleckte Opfer,
milder Vater, wollest du gesegnen!“*

*Durch die Stille, die der Bitte folgte,
klang ein dünnes, trippelndes Bewegen
von der Tür, im Rücken der Gemeinde,
zaghaft erst, verlegen, dann geschwinder.
Viele Augen wandten sich zur Seite.
Manche Fromme runzelte die Stirne,
gern bereit, ein Ärgernis zu nehmen.*

³⁴ In: Otfried PREUSSLER, Heinrich PLETICHA (Hgg.), *Das große Balladenbuch* (Büchergilde Gutenberg, Frankfurt/M. o. J.) S. 396/8; die Originalausgabe erschien im K. Thiememann Verlag, Stuttgart 2000.

³⁵ Vgl. Mt 15, 21-28.

*Auf den schwarz und weiß geschachten Fliesen
kam ein kleiner Hund auf kurzen Beinen
flink den Mittelgang entlanggelaufen,
ohne Abkunft, bäuerlicher Artung,
missgefärbt und haarig wie ein Wollknäul,
aber drollig, jung und voller Neugier.*

*Tief am Boden lag die schwarze Nase,
witternd, schnuppernd suchte er die Richtung.
Er verhielt, er hob die rechte Pfote
eingewinkelt an, er hob die Ohren
und mit freudigem Kläffen schoss er schräge
ganz nach vorne zu den linken Bänken,
wo gedrängt die kleinen Mädchen knieten.
Ihrer eine, sonntäglich gekleidet,
siebenjährig, schlank und schmalgesichtig,
ward von jäher Röte überflutet,
und behänd den dunkelbraunen Scheitel
neigte tief sie über ihr Gebetbuch.*

*Doch nun stießen sie die Nachbarinnen
kichernd an, voll Eifer und nicht ohne
eine kleine heilige Schadenfreude.*

*Selig, dass die Herrin er gefunden,
mit dem Stummelschwänzchen munter wedelnd,
suchte durch Gewirr der Kinderfüße
sich der Hund zu ihr hindurchzuzwängen.*

*Kein Verleugnen half mehr, und die Kleine,
zitternd fast und nicht mehr fern den Tränen,
schnellte auf und schob sich widerwillig
durch die Reihe, schon den Hund im Arme,
knickte in des Hochaltares Richtung
und begann geschwind zur Tür zu flüchten
auf den schwarz und weiß geschachten Fliesen.*

*Und ein Sonnenstrahl fiel durch das bunte
Fenster und beglänzte ihre Haare
und das rote, glühende Gesichtchen.*

*Doch noch war der Ausgang nicht gewonnen,
als das Glöckchen hell zur Wandlung schellte.
Alle knieten. Und das Kind hielt inne,
wandte sich und mit gesenktem Scheitel
ging es hurtig in die Kniee nieder.
Sorglich mit der Linken hielt die Kleine
eng den Hund gepresst an ihre Brüstchen
und bekreuzte gläubig mit der Rechten
sich und ihn.*

*Da lächelte am Pfeiler
fromm der Löwe Hieronymi.*

*Das Getier der heiligen Geschichten,
dieses schneller, jenes erst mit Zögern,
schwer verstehend, wie es manches Art ist,*

*tat ihm nach auf Bildern und Altären
überall. Es huben an zu lächeln
Ochs und Esel und der Fisch des Jonas,
Lucä Stier und des Johannes Adler,
Hund und Hirsch des heiligen Hubertus,
Martins Pferd und des Georgius Streithengst,
Lamm und Taube, endlich die gekrümmte
Schlange unterm Fuß der Gottesmutter.*

*Aus der Orgel aber stieg verstoßen
silberhell ein winziges Gelächter,
tropfte, perlte, wenigen vernehmlich.
Doch dann schwoll sie auf und rief mit Jauchzen:
„Lobt Ihn, alle Kreatur!“*